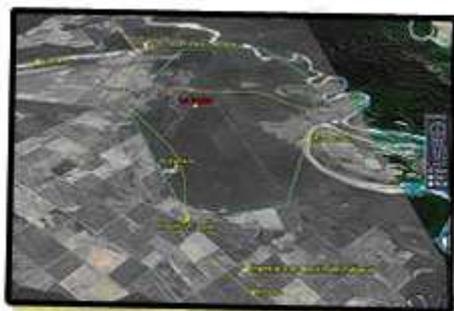


EL TABACAL – Der paradoxe Fortschritt

Ansässige indigene Einwohner aus Nordargentinien im Widerstand gegen einen multinationalen Konzern. Zwei Guaraní-Gemeinden aus der Provinz Salta bestehen auf ihr Recht, im eigenen Territorium zu arbeiten und zu leben. Die Besitzer des Zuckerkonzernes "El Tabacal" – jetzt in den Händen der Seaboard Corporation – weigern sich, dieser Forderung nachzugeben.

Seit 2003 berichten vor allem alternative Medien über einen ungleichen Krieg, der sich über Jahrzehnte ausdehnt, jedoch heute eine besondere Bedeutung gewinnt: Es handelt sich um die dramatischen Folgen der zunehmenden Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion und einer Agrarpolitik, die nur auf Gewinn zielt.

Die Ländereien der Zuckerfabrik San Martín del Tabacal bedecken 80% des Bezirkes Orán. Sie erstrecken sich über 12.000 KM² und befinden sich in einem Gebiet von fruchtbaren Hügeln und Tälern, die ursprünglich vom subtropischen Regenwald (den Yungas, von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt) bedeckt waren. Der am Fuß der Bergkette liegende Wald war reich an ursprünglichen Arten, welche die indigenen Siedler rodeten, um ihre Wohnstätten zu befestigen – meistens im Schatten eines Mangobaumes. Dort bauten sie Bananen, Maniok, Kartoffeln, Mais und Bohnen an. Sie ernährten sich außerdem von der Jagd und vom Fischfang. In der Gegend lebten Chiriguanos (ein Stamm der Guaraníes), Chané, Colla und Toba. Nachdem die Weißen sich dort niederließen und Arbeitskräfte benötigten, glichen die Indígenas auf diese Weise den kärglichen oder nicht vorhandenen Lohn aus, den sie für die Arbeit bei der Zuckerrohr- oder Tabakernte verdienten.



Satellitenbild der Region

Im Jahre 1916, einige Monate nachdem er sein Mandat als Gouverneur der Provinz beendet hatte, erwarb Robustiano Patrón Costas die Ländereien, um dort eine Zuckerrohrpflanzung einzurichten, die mit seinen Nachbarn aus den Provinzen Jujuy, Ledesma und La Esperanza konkurrieren sollte. El Tabacal, wie die Plantage von den heutigen Einwohnern genannt wird, wurde 1920 eingeweiht. Ihre Fabrikanlagen befinden sich am Rande der Ruta 50. Der Eingang wird von drei gigantischen Torbögen markiert, welche die Namen der Gründer tragen: Patrón Costas, Mosoteguy und Bercetche. Die Fabrik der Zuckerrohrpflanzung steht wie eine uneinnehmbare Burg im Zentrum eines großen bebauten Gebietes. Es ist verboten, die Anlagen zu besuchen. Wer das Gelände begehen möchte, wird auf das strenge Fotografierverbot hingewiesen. Die Wächter, die sich auf dem gesamten Gelände bewegen,

kontrollieren, dass diese Anweisung unbedingt befolgt wird.



Robustiano Patrón Costas

Seit den Anfängen der agrarindustriellen Produktion, waren die Indígenas zwar einerseits unentbehrlich für die Saat- und Erntezeit, standen aber andererseits der Erweiterung der Anbauflächen im Wege. Die Lösung des Problems war einfach: Man vertrieb sie, allerdings ohne die Veränderungen ihrer Lebensgewohnheiten vorherzusehen. Diese zwangsweise Umsiedelung war für diejenigen, die auf ihre Gemüsegärten und kleinen Äcker verzichten mussten, der Auslöser extremer Massenarmut, Alkoholmissbrauchs, sozialer Unsicherheit, der Ansteckung mit Krankheiten und der Promiskuität. Meistens wurden sie in Parzellen angesiedelt, die aus Grundstücken mit zwei oder drei Häuserblocks bestanden. Auf die Schnelle wurden einstweilige Wohnstätten gebaut, ärmliche Behausungen ohne Strom und Trinkwasser, an denen man wegen Platzmangel keine Gärten anlegen konnte.



Zwangsarbeiter für die Zuckerernte
(aus dem Dokumentarfilm "Un mundo con otros códigos")

Jedes Mal, wenn die Plantage sich weiter ausbreiten musste, wurde die Parzelle niedergedrückt, um in einem freistehenden Bereich wieder eine ähnliche aufzubauen. Die Bewohner waren zeitweilige Arbeiter der Zuckerrohrpflanzung, man stellte sie nur zur Ernte ein. Für den Rest des Jahres mussten sie sich auf eigene Faust durchschlagen. Wenn die Produktion erhöht wurde, wurden die Indígenas – die man ausschließlich als Arbeitskräfte betrachtete – massenhaft in benachbarten Regionen angeworben. So kam es, dass innerhalb der ersten Jahrzehnte des Bestehens der Plantage, Colla begannen, sich in den subtropischen Regionen anzusiedeln, oder Toba aus dem Chaco im Vorandengebiet. Die ethnischen Gruppen lebten friedlich miteinander, und tun das bis heute: Alle betrachten sich gegenseitig als "Brüder".

Wie in allen Zuckerrohrplantagen nutzt man nicht alle Ländereien, die *El Tabacal* umgeben, für den Anbau von Zuckerrohr. Seit seiner Gründung bis in die späten 60er Jahre, duldeten die indigene Bevölkerung, vor allem die aus der Gegend stammenden oder zu Beginn des 20.

Jahrhunderts "umgesiedelten" Guaraní, das langsame territoriale Vordringen der Pflanzung auf friedliche Weise. Inzwischen gehört El Tabacal nicht mehr der Familie Patrón Costas. Er wurde Mitte der 90er Jahre an den multinationalen Konzern Seaboard Corporation verkauft. Damit hat sich der Konflikt ausgelöst, der auf den nächsten Seiten beschrieben wird.



Mónica Romero ist in La Loma geboren und die Vorsitzende der Guaraní-Gemeinschaft von El Tabacal. Sie hat acht Kinder und wohnt mit ihnen und ihren Kindern in Hipólito Yrigoyen. Die einzigen Einkünfte der Familie stammen aus Gelegenheitsjobs und aus dem mageren Gehalt, das ihr Mann als Äpfelpflücker im Río-Negro-Tal verdient, wohin er zweimal im Jahr umziehen muss. Nach dem gescheiterten Versuch, La Loma zurückzubekommen im Jahr 2003, unternahm Mónica Romero einen Fußmarsch von 266 km bis zur Provinzhauptstadt Salta, um vor dem Gouverneur zu protestieren. Da die Forderung nicht beachtet wurde, beschloss sie, in Buenos Aires ihr Glück zu versuchen und ging mit 21 Mitgliedern der Gemeinschaft zu Fuß nach Tucumán (450km), wo der Gouverneur ihr die Fahrkarte nach Buenos Aires stiftete. Seit diesem Zeitpunkt hörte sie nicht auf, sich zu beschweren. Sie war in der argentinischen Abgeordnetenkammer zugegen, als der Gesetzesentwurf "Notstandsgesetz des indigenen Gemeinschaftsbesitzes" diskutiert wurde (Gesetzesnummer 1599/06), das am 1. November 2006 verabschiedet wurde und das die sofortige Unterbrechung der Vertreibung für die Zeitraum von vier Jahren vorsieht.



Gregoria López ist die führende Persönlichkeit der indigenen Gemeinschaft Río Blanco Banda Sur, in der sie momentan wohnt. Sie arbeitet im Krankenhaus von Orán. Sie wurde in La Loma geboren und wuchs dort auf. Sie war acht Jahre alt, als ihr Vater dazu gezwungen wurde, nach La Cantera umzuziehen, einige

Kilometer weiter nach Norden. Von dort wurden sie von Roque Pérez, dem Förster des Zuckerrohrkonzerns, vertrieben. Ihre Familie wohnte zunächst in Orán und danach am südlichen Rande des Río Blanco. Ab dem Jahr 2003 begann sie mit der Forderung, den Gemeinschaftsbesitz von 224 Hektar zu legalisieren, in denen sie seit mehr als 20 Jahren leben. Trotz juristischer Vermessung enteignete die Seaboard Corporation auf gewaltsame Weise 45 zusätzliche Hektar ihres Besitzes und besteht auf ihre Drohungen, die Gemeinschaft zu vertreiben. Gregoria López erhielt Hilfe vom Bistum von Orán, um juristischen Beistand zu bekommen und um nach Buenos Aires zu fahren.

Folgt man der *Ruta 50* in Richtung Norden der Zuckerrohrplantage, erstreckt sich eine bewaldete Anhöhe, die auf dem länglichen höherliegenden Plateau das gesamte Tal beherrscht. Die aus Buenos Aires kommenden Augen sind meist nicht an die Intensität dieses Grüns gewöhnt. Von dort aus kann man das ganze Tal überschauen. Fast direkt an der Pflanzung und auf der anderen Seite an der Straße angrenzend, befindet sich die Bevölkerung von Hipólito Yrigoyen. Die Anhöhe, die in ihrer natürlichen geologischen Beschaffenheit fast bis nach Orán reicht, ist in der Gegend einfach als "La Loma" bekannt.

Viele Guaraní sind in La Loma geboren und aufgewachsen; einem Ort, der im Lichte der vergangenen Ereignisse zu einem Symbol der Enteignung wurde. In der Erinnerung seiner Einwohner stellt er jedoch die Topographie eines verlorenen Paradieses dar. Man weiß nicht mit Sicherheit, wie viele Guaraní dort wohnten; zwei Friedhöfe – die heute unzugänglich sind für jene, die ihre Toten besuchen wollen – lassen eine Schätzung von mehreren Tausend zu.

Wenn man eine Zählung der Mangobäume vornehmen würde, die immer noch in La Loma existieren, und die ein Zeichen dafür sind, dass dort einst eine Behausung stand, käme man auf den Umfang einer Ortschaft mittlerer Größe, vielleicht derselben, die heute der Ort Hipólito Yrigoyen hat, der vor nicht langer Zeit im Jahre 1949 gegründet wurde. In aus Holz, Rohr, Lehm und Gras gebauten Häuschen lebten mehrere Generationen von Guaraní; nichts weist darauf hin, dass sie nicht schon vor dem Bau der Plantage dort gewohnt haben. Dort bepflanzten sie kleine Flächen, hielten Hühner, Pferde und Schweine; gleichzeitig arbeiteten sie in den Pflanzungen und der Fabrik. Heute gibt es keine Spuren von Wohnstätten mehr in La Loma; wenn es nicht die beiden praktisch unzugänglichen Friedhöfe gäbe, würde man vermuten, dass niemand dort je gewohnt hat.

Im Jahre 1970 ordnete die Verwaltung von *El Tabacal* die endgültige Ausquartierung der Bewohner von La Loma an. Wenn sich jemand weigerte zu gehen, bot die Zuckerfabrik magere Anreize in Form von Geld an, damit er sich woanders niederließ. Fall man sich gegen dieses Vorgehen sperrte, wurde man auf direktere Art und Weise eingeschüchtert. Ein Großteil der Bewohner zerstreute sich schließlich; einige ließen sich in der *Mision de San Francisco* in Pichanal nieder (besser bekannt als "El Cruce" an der Schnittstelle der Straßen 34 und 50), wohin die Kirche beschlossen hatte, die alte Kapelle zu versetzen. Andere zogen es vor, in Hipólito Yrigoyen zu bleiben, um ihre Gärten in La Loma behalten zu können. Dorthin gingen sie auch weiterhin, um Brennholz und Heilkräuter zu sammeln, die Gräber ihrer Vorfahren zu besuchen, oder um einfach zu spazieren und im Fluss zu baden. Andere entschieden sich dafür, sich aus dem Wirkungskreis der Pflanzung zu entfernen und wanderten Richtung Norden aus, einige Kilometer jenseits von Orán, zu beiden Ufern des Río Blanco; sie nahmen an, dass die Gefräßigkeit des Unternehmens nicht bis dorthin reichen würde, so dass sie dort wieder ihre Häuschen bauten und ihre Felder bestellten.

Mit den Jahren verschlechterte sich die Situation. 1996 wurde die Zuckerfabrik und die zu ihr gehörenden Ländereien (mit einer Gesamtheit von einer Million Hektar) von der

multinationalen *Seaboard Corporation* gekauft, einer Gesellschaft, die sich mit der Landwirtschaft und dem Transport von Saatkorn beschäftigt und deren jährlicher Umsatz zwei Milliarden Dollar übersteigt. Heute besitzt sie 75 Prozent des gesamten Bezirkes von Orán¹. Das neue Unternehmen zäunte seine Grundstücke ein und stellte ein Heer von privaten Wächtern an, die sich auf dem ganzen Besitz verteilen, um diesen zu bewachen. Ihre schwarzen Uniformen gehören der Firma SEARCH. Vor den Drahtzäunen dient eine Reihe von einheimischen Bäumen dazu, das Verschwinden des Waldes und die Dreistheit des lichten Landes zu verbergen, das zur Gleichförmigkeit einer Monokultur bestimmt ist, die mit Ummengen von Chemikalien angereichert und mit Pestiziden getränkt wird, die das Wasser vergiften. Hier und dort kann man das Rüstzeug der zeitgenössischen Kolonisation sehen: Hinter der Baumreihe versteckte Bulldozer und Planierraupen, die in einer Nacht eine Vielfalt vernichten, die Jahrhunderte brauchte, um zu entstehen. Das Feuer vollendet dieses Werk: Sobald die Maschinen den Wald gerodet haben, brennt das übrig gebliebene Holz in riesigen nächtlichen Scheiterhaufen. So setzt der Fortschritt im Bezirk Orán ein.

Im Juli des Jahres 2000 ratifizierte Argentinien das Abkommen Nummer 169 der ILO (Internationale Arbeitsorganisation der UN) über die indigenen Völker und Stämme in unabhängigen Staaten aus dem Jahr 1989, durch welches den ursprünglichen Völkern nicht nur das Recht auf Einspruch zugesprochen wird, sondern auch auf den Besitz ihrer ursprünglichen Territorien, zu denen sie "traditioneller Weise Zugang hatten für ihre traditionellen Aktivitäten und deren Fortbestand". Das Abkommen verpflichtet die Regierungen "die nötigen Mittel zu ergreifen, um die Territorien zu bestimmen, welche die Völker auf traditionelle Weise bewohnen und den effektiven Schutz ihrer Rechte auf Eigentum und Besitz zu garantieren"². Als die Krise des Jahres 2001 über Argentinien hereinbrach, kamen einige Gemeinden zu dem Schluss, dass es an der Zeit wäre, ihr Land zurückzugewinnen, was sich zur allgemeinen Empörung summierte. In diesem Sinne wehren sich die ursprünglichen Bewohner Argentiniens, nicht nur die Guaraní, gegen den allmählichen Genozid, dessen Opfer sie sind. In ihrem bescheidenen und ungleichen Kampf wirken sie wie ein verlangsamender Faktor, der lebenswichtig ist, nicht nur für sie, sondern auch für die Gesundheit des Planeten in seiner Gesamtheit.

Für die Guaraní des Bezirks Orán ist die Übereinkunft keine Ziel an und für sich: Sie wissen, dass ihr Anspruch rechtens ist, aber sie haben nicht die Mittel, ihn geltend zu machen. In der Tat trauen sich in der Provinz Salta nur sehr wenige, der Obrigkeit zu widersprechen, nicht nur weil man sie für allmächtig hält, sondern auch weil die industrielle und politische Macht in monolithischer Weise ihre Reihen geschlossen hält.

Im folgenden werden die Zeugnisse von Mónica Romero und Gregoria López dokumentiert, die als Vertreterinnen einer tausendjährigen, vom Aussterben bedrohten Kultur ihr Recht auf ein menschenwürdiges Leben verteidigen. Durch sie sprechen die Stimmen eines Volkes, das von der Habgier eines ökonomischen Systems unterdrückt wird.

¹ aus der zeitung Página 12, 11.03.2004

² <http://www.prodiversitas.bioetica.org/doc8.htm>

Wie die meisten Flüsse Saltas ist der Río Blanco extrem breit. Auf der Höhe von 29 Kilometern der Ruta 50 verbindet eine Brücke von 360 Metern Länge seine Ufer. Der Ortsvorsteher Benjamín Flores sagt, dass der Fluss "gestört" werde – und zwar von der durch Überschwemmungen verursachten Erosion, von der unkontrollierten Umleitung des Flusslaufes, um den Bedarf der Zuckerfabrik El Tabacal zu befriedigen und von der Anhäufung von allerlei Geröll und Kies durch die Baufirmen. De facto befinden sich der Fluss und seine Anwohner in einem permanentem Zustand der Ungewissheit.

Auf der Höhe der Brücke sind beide Seiten des Flusses von zwei Gemeinden bewohnt: Río Blanco Banda Sur und Río Blanco Banda Norte. Beide sind Opfer der Ungerechtigkeit zweier Firmen, die versichern, diese Ländereien "gekauft" zu haben, wenngleich niemand mit Sicherheit bestätigen kann, jemals ein Schriftstück gesehen zu haben, das dies beglaubigt.

Die indigene Gemeinde Iguopeigendá (Río Blanco Banda Sur) besteht aus 54 Familien, die schon seit sie denken können im Bezirk von Orán leben. Der Ortsvorsteher Benjamín Flores deutet auf das andere Ufer: "Ich wurde hier geboren und bin hier geblieben; als es darauf ankam, zu kämpfen, tat ich es". Andere wurden von den fortlaufenden Vertreibungskampagnen des Unternehmens erfasst. Die Gemeinde von Iguopeigendá wurde vor 30 Jahren im Gebiet Algarrobal gegründet, wo mit dem Anbau von Erdnüssen, Maniok, Mais, Avocados, Mangos und Zitrusfrüchten der eigene Lebensunterhalt bestritten wird.

Heute fordert die Gemeinde von Banda Sur ihr Recht ein, auf 224 Hektar zu leben. Im Jahr 2003 riss die Zuckerfabrik ohne rechtliche Befugnis weitere 45 Hektar in einer gewaltsamen Attacke gegen die Gemeinde an sich, auf die mehrere Einschüchterungsversuche folgten, um die Familien entgültig zu vertreiben. Als dem Druck nicht mehr Stand zu halten war, entschied sich die Gemeinde zur Verteidigung und erwirkte die Hilfe des Beirats (Consejo Deliberante) von Orán, um vor der Landesregierung Anklage zu erheben. Die Reaktion des Unternehmens ließ nicht lange auf sich warten. Im Mai 2004 kamen die Bulldozer zurück, um Teile der Anbauflächen zu zerstören; parallel wandte man sich persönlich an jene Einzelpersonen, die leichter zu beeinflussen schienen, und bot ihnen die Summe von tausend Pesos (300 US-Dollar) pro Parzelle an.

Da man trotz allem nicht erreichte, dass die Gemeinde aufgab, griff man erneut an. Am 5. August 2004 wurden sechzehn Personen von zwanzig Männern des privaten Sicherheitsdienstes SEARCH der Zuckerfabrik angegriffen und verletzt. Diese waren mit Holzstöcken bewaffnet, die mit Stacheldraht verstärkt waren. Der Dorfvorsteher Flores war einer von denen, die am stärksten geschlagen wurden und musste zwei Wochen im Krankenhaus bleiben, um sich zu erholen. Seitdem hat er sein Lesevermögen nicht zurückerlangt und muss eine Leibbinde tragen, um die Schmerzen zu lindern, die ihm die Folgeerscheinungen der Schlägerei heute noch verursachen. Die Schläger trugen außerdem Flaschen mit Brennstoff bei sich und drohten damit, die Wohnungen niederzubrennen.



Die Private Polizei des Konzerns (SEARCH) versucht, Mitglieder der Gemeinde Banda Sur zu vertreiben.

Heute reichen die Ackerfurchen des Zuckerrohrs praktisch bis an das Flussufer. Sie bilden eine Art grüne Mauer, als versuchten sie, die Gemeinde ans Wasser zu drängen, dessen Flussbett jeden Sommer zunehmend überläuft. Die Erosion des Flusses ist unaufhaltsam. Um nach der Abfahrt von der Ruta 50 bis zu dem

Gebiet zu gelangen, muss man am südlichen Ufer des Río Blanco einen schmalen Weg entlang fahren, der rechterhand von Zuckerrohr gesäumt ist.



Die Bilder wurden von Gregoria López aufgenommen.

Am Ufer, schon im Flussbett stehend, sind fünf oder sechs Arbeiter des Unternehmens Monterrubio damit beschäftigt, Drahtschotterkästen aufzustellen, die das Wasser während des nächsten Hochwassers zurückhalten sollen. Die Drahtschotterkästen sind auf Höhe des Zuckerrohrs – als sollten sie das Wasser bis dorthin abhalten – und sie hören auf Höhe des Tores auf, das den Beginn der Ländereien der Iguopeigendá markiert

Dort erwarten uns, unter einem von Holzpfeilern gestützten Strohdach sitzend, um die zwanzig Leute. Es ist Samstag und wie jeder Samstag ist es ein Tag der Erholung, des Gesprächs und des Austauschs. Uns empfängt Gregoria López.

Auf einer alten holzgeschnitzten Tür, die als Tisch herhält, stehen Körbe mit Orangen und Grapefruits, sowie Akten und Mappen mit Fotografien. Nach der Begrüßung wird der Mate reihum gereicht. Die Anwesenden schweigen, weshalb ich mich nur an Gregoria wende, eine Frau, die langsam und überlegt spricht, als ob das Erzählen Frucht eines sorgfältigen und späten Erlernens wäre. Gregoria scheint ihre Aufgabe als Sprecherin nicht aus Berufung zu erfüllen, sondern weil eine unvorhergesehene Kette von Ereignissen sie in diese Stellung gebracht hat, die sie nicht für sich beansprucht hat. Gregoria schildert die Geschichte der Drahtschotterkästen, die wir gerade gesehen haben; während ihrer Erzählung bleibt das Aufnahmegerät ausgeschaltet, ich traue mich nicht, sie zu fragen, ob ich aufnehmen kann, was sie mir erzählt.

Seit dem Jahr 2005 hat der Strom des Río Blanco an Fläche zugenommen, bis er einige hundert Meter über die Ufer des Flusses trat. Jeden Sommer beschädigt oder zerstört er Pflanzungen und blockiert den einzigen Zugangsweg zur Gemeinde, die beschloss, eine Untersuchung von Ingenieuren des Wasserschutzamtes zu beantragen. Die Techniker protokollierten die Untersuchung:

"Die Firma Monterrubio bewirtschaftet Trockenflächen am nördlichen Ufers des Río Blanco. Mit ihren Eingriffen ist sie in das Flussbett vorgedrungen und hat Abfall in einer Breite von 80 Metern deponiert und damit drei Öffnungen unter der Brücke blockiert. Dies hat zur Folge, dass bei Hochwasser das Wasser in Richtung des Ufers (an dem die Gemeinde wohnt)

abweicht und dort Schaden anrichtet, indem es in einer Länge von 600 Metern das Ufer erodiert und die Wohnstätten, den Zugangsweg und die Ackerflächen gefährdet..."

In Briefen an das nationale Verkehrswesen, an das INAI (Instituto Nacional de Asuntos Indígenas, nationales Institut für indigene Belange) und an den Bürgermeister von Orán schildert die Gemeinde im Detail den Ernst der Lage und erbittet 500.000 Pesos von der Provinz, um das eventuelle Vordringen des Wassers durch Drahtschotterkörbe aufzuhalten, und bietet an, diese selbst auf einer Länge von 800 Metern unentgeltlich anzubringen. (In der entsprechenden Akte fand ich einen Kostenvoranschlag der Eisenwarenhandlung "Don José" in Orán über die Summe von 464.880 Pesos für "2400 Drahtschotterkörbe mit Unterlagen, um 800 Meter abzudecken"). Das Gesuch der Gemeinde erhielt 6 Monate später eine Antwort: Um das Vordringen des Flusses zu lindern, das von der Firma Monterrubio verursacht wird, hat die Landesregierung ausgerechnet Monterrubio engagiert... die Firma Monterrubio wird die Arbeiten zur Eindämmung des Flusses ausführen. Für die Aufstellung der Drahtschotterkörbe auf einer Länge von 200 Metern – die wir gesehen haben, bevor wir zur Gemeinde gelangten – erhält die Firma eine Summe von 2.200.000 Pesos.

Die in der Ortschaft Orán ansässige Firma Monterrubio erledigt Geländesäuberungen, Eindämmungen von Überschwemmungen, Aufbesserung von Wegen und so weiter; Aufgaben, die ihr auffällig oft ohne Ausschreibung übertragen werden.

Das Gespräch wird durch die Ankunft der "Brüder" aus der Gemeinde El Tabacal belebt. Ich fasse mir ein Herz und frage Gregoria, ob sie mir erlaubt, ihre Aussagen aufzuzeichnen.



In La Loma hatten wir alles, was wir brauchten. Hunger kannten wir nicht. Man musste nur die Hand ausstrecken und schon hatte man etwas zu essen. Ich erinnere mich an diese heißen Siestas im Sommer, wenn sich alle ausruhten und ich zum Feld hinunterging und Wassermelonen aß. Ich schlug sie gegen einen Stein, um sie aufzubrechen, oder warf sie einfach auf den Boden. Heute kann man das nicht mehr glauben, dass wir so üppig leben konnten. Wer hätte damals gedacht, dass Wassermelonen zu einem Luxus werden könnten.

Als kleines Mädchen habe ich immer meinen Vater begleitet. Wir hatten ein Saatfeld am unteren Berghang. Ich weiß noch, wie ich den Acker von oben gesehen habe, vom Haus meiner Eltern aus, und wie ich rennend hinunterlief. Ich habe mich an eine Liane gehängt, und habe mich hangelnd nach unten gestürzt, als ob ich fliegen würde. Sogar die Luft schien klarer zu sein, mit diesem Geruch nach feuchter Erde.

Ich erinnere mich nicht daran, dass jemals jemand krank wurde. Jeder konnte seinen Acker haben und Tiere halten. Man musste manchmal darauf warten, dass die Saat wuchs, da gab es nichts zu essen, dann hat man eben ein Huhn geschlachtet oder Vögel gejagt. Wir hatten Eier, wir haben uns gut ernährt.

Was man anbaute war für den eigenen Verzehr, man verkaufte nur den Überschuss. Wir hatten Kartoffeln, Maniok, Mais, Kürbis Wassermelone und was noch... Bohnen. Mein Großvater lebte in La Loma, wo er seine Pflanzungen hatte. Gleichzeitig arbeitete er in der Plantage. Später hat er sich das Rückgrat ruiniert und ist nach Embarcación gegangen, wo ihm Verwandte geholfen haben, Arbeit zu finden. Danach arbeitete er bei der Eisenbahn und wurde dadurch bekannt, beim Bau der Brücke über den Fluss Bermejo geholfen zu haben. Dafür erhielt er eine Medaille, man brachte ihn nach Salta, man gab ihm zu essen und man machte Fotos. Auf diesen Fotos sieht man meinen Großvater umgeben von wichtigen Leuten aus Salta.

Mein Vater arbeitete in der Plantage als Stauer. Wenn das Geld nicht ausreichte, verkaufte er unseren Überschuss an Mais und Bohnen in der Fabrik. Außerdem tauschten wir das, was wir nicht verkaufen konnten, für Fleisch, um charqui (getrocknetes Fleisch) zu machen. Das Geld war hauptsächlich dazu da, um Milch zu kaufen.

Im Jahre 1937, dem Geburtsjahr meiner Mutter, kam Pater Roque Chielli nach La Loma. Er war sehr jung und hat schnell gelernt Guaraní zu sprechen. Er sprach es so gut, dass er eine Übersetzung der Nationalhymne gemacht hat. Der Pater hat Kollekten organisiert und bewirkt, dass Kleider aus Italien geschickt wurden. Er schien viel Kontakt zu den Franziskanern in Rom zu haben. Er baute eine Kapelle in der Nähe der Kirche und gründete dann die Mission San Francisco del Altozano del Tabacal, dort in La Loma. Der Pater kümmerte sich darum, dass man den Kindern in der Schule zu essen gab; dafür ließ er eine Küche in der Nähe der Kapelle einrichten, mit eigenem Koch und allem. Es stimmt schon, dass sich die Kirche um uns gekümmert hat, das will ich nicht bestreiten. Aber später machen sie dann eine Gehirnwäsche mit dir.

In La Loma haben wir immer eine ganze Woche den Karneval der Blumen und den Karneval der Asche gefeiert, sieben Tage lang. Es war Erntezeit, deswegen hat man so viel gefeiert. In La Loma hat die Prozession im alten Dorf begonnen, ist an der Kapelle vorbeigezogen, hinunter ins Dorf gekommen, hat dort umgedreht und ist wieder an den Ausgangspunkt zurück. Heute kann man das nicht mehr machen, weil der Priester von Pichanal sagt, dass man den Karneval von Freitag bis Sonntag feiert, und nicht länger. Ich sehe nicht ein, warum die Kirche über etwas bestimmen muss was Sache der Guaraní ist: Der Karneval bedeutet für uns die Erntezeit und das Ritual dauert eine Woche, nicht drei Tage. Deswegen versammeln wir uns mit einigen Anführern der Gemeinde wollen versuchen, zu unseren Bräuchen zurückzukehren und den Karneval so zu feiern wie wir wollen.

Die Kirche und Patrón Costas gaben dem Pater Poque Chielli Geld, um Ländereien in Pichanal zu erwerben; dort sollte er eine neue Gemeinde gründen. Das war das erste Zeichen, dass sie uns weghaben wollten. Einige von uns sind dorthin gegangen, wir sind aber

geblieben. Von da an sollte nichts so bleiben wie es war. Gegen Mitte der 60er Jahre gab es eine große Überschwemmung. Alles war unter Wasser, von La Loma bis zur Fabrik. Die Flüsse sind durch den Augustregen über die Ufer getreten und einer der zwei Friedhöfe, derjenige der jetzt mitten in den Anbauflächen der Plantage liegt, verwandelte sich in ein riesiges Wasserbecken. Der Wasserstrom aus La Loma sammelte sich an diesem Friedhof und riss die Särge aus den Gräbern. Durch die Kraft des Wassers begannen die Särge den Abhang hinunterzutreiben, bis zur Fabrik. Die Leute sahen die Särge in der Fabrik vor ihren Nasen vorbeiziehen wie eine Prozession. Scheinbar waren sie so verblüfft, dass sie stundenlang nicht mehr sprechen konnten.

Patrón Costas interpretierte das wie ein Zeichen. Er stellte einen Förster ein, einen bösen gaucho namens Roque Pérez, der sich dazu berufen fühlte, Indios zu verjagen. Er wollte zu Ende bringen, was Pater Chielli begonnen hatte: Mit denen, die immer noch ihre Häuser in La Loma hatten, endlich Schluss zu machen. Roque Pérez hat viele Leute vertrieben. So kam es, dass er eines Nachts, er handelte immer nachts, während wir schliefen, zu unserem Haus kam. Während er gegen die Tür schlug, sagte er zu meinem Vater, dass er ihn umbringen würde, wenn wir nicht gehen würden. Ich weiß immer noch, wie mein Herz schlug. Da mein Vater nicht antwortete, begann Roque die Saat zu zerstören und dabei Schüsse in die Luft abzugeben. Wir mussten La Loma verlassen, aber wir haben das Land behalten und den Gemüsegarten wiederhergestellt. Mein Vater ist kurz nach diesem Vorfall gestorben, 1972. Von da an sind meine Mutter und ich von einem Ort zum anderen gezogen. Meine Mutter begann auf einem Gut zu arbeiten und gab den Acker auf.

Heute kann man nichts besitzen, du hältst ein Schwein und schon beschweren sich die Nachbarn. Was will man hier säen... Deshalb beschlossen wir, uns zu organisieren und ein wenig später erhielten wir den juristischen Status einer eingetragenen Genossenschaft.

Als eingetragene Genossenschaft, so dachte ich, würde man unser Recht auf den gemeinschaftlichen Besitz des Landes anerkennen. Voller Naivität dachte ich, dass wir nur ein paar Briefe schreiben müssten und ich den Behörden mit Respekt begegnen müsste, und dass es dann fast logisch wäre, dass unser Anspruch anerkannt wird. Viele Brüder haben kaum genug verdient, um zu essen, oder hatten keinen Platz zum Schlafen. Deshalb dachte ich, dass es anhand dieser offensichtlichen Mißstände nur logisch wäre, dass sie uns das Land zurück geben würden. Außerdem war ich es Leid zu sehen, wie die Unterstützung der Nation nie bei den Gemeinden ankam, sondern in den Händen der führenden Politiker blieb. Dich speisen sie mit einer Handvoll ab, während der Großteil der Unterstützung bei den Führenden bleibt oder bei der Gemeindeverwaltung. Ich wollte, dass die Hilfsmittel direkt zu uns kommen.

Wir fingen an uns zu versammeln und in einer dieser Versammlungen haben sie beschlossen, mich zur Leiterin zu machen, um La Loma zurückzugewinnen. Wir holten uns Beratung von einem Anwalt aus Orán, Hernán Masciotti. Er hat uns sehr viel Anregung gegeben. Er sagte zu uns, dass wir das volle Recht hätten, das Land unserer Vorfahren zu bestellen. Im Jahre 2001 haben wir uns in Tartagal mit der Senatorin Sonia Escudero getroffen. Wir überreichten ihr einen Antrag um Beistand, um das Land zurückzugewinnen. Ich weiß noch, dass sie uns anschaute und lachte. Schließlich sagte sie, dass sie uns anrufen würde, um uns die Antwort mitzuteilen. Sie hat nie geantwortet, aber wir haben auch so mit unseren Plänen weitergemacht. Jedes Mal wenn jemand aus Buenos Aires kam, um uns zu besuchen, haben wir ihm gesagt, dass wir La Loma zurückgewinnen würden. 2003 haben wir beschlossen, tätig zu werden.

Heute weiß ich, dass wir uns nicht so sehr auf das verlassen hätten sollten, was Masciotti uns gesagt hat. Sobald wir den Entschluss gefasst hatten, verfassten wir verschiedene Nachrichten an die Nationale Gendarmerie, die Polizei und die Gemeindeverwaltung von Yrigoyen; so haben wir sie über unsere Absicht informiert, das Land zu besetzen, weil das Land uns gehörte. Da alle von unserem Vorhaben wussten und niemand etwas sagte, machten wir weiter.

Vom Montag, dem 08. September 2003, an und an den sechs darauffolgenden Tagen sind wir mit ungefähr hundert Leuten nach La Loma gegangen, um das Gelände zu bereinigen. Ohne dass wir schon unser Hab und Gut dorthin gebracht hatten, beschränkten wir uns zunächst nur darauf. Am siebten Tag, morgens, sahen wir einen Polizisten kommen: "Ihr dürft hier nichts anfassen", sagte er zu uns. Wir antworteten ihm, dass wir nichts angefasst hätten, aber dass wir uns hier einrichten würden, da das unser Land sei. Der Polizist lachte, genau wie die Abgeordnete. Um zwei Uhr nachmittags gingen wir mit Dr. Masciotti hinunter zur Polizei von Hipólito Yrigoyen um zu berichten, was geschehen war. Sie ließen uns stundenlang draußen warten und um sieben Uhr abends sagten sie uns, dass sie unseren Bericht nicht annehmen würden, weil die Räumung schon beschlossen sei. Sie würden uns wieder vertreiben. "Haben sie einen Gerichtsbefehl ?", fragte ich sie. Sie zuckten nur mit den Schultern.

Wir gingen wieder zurück. Als wir beim Lager ankamen, war alles normal. Die Brüder waren mit der Bereinigung des Geländes fertig und passten auf die Werkzeuge auf. Wir haben dann eine Übereinkunft erarbeitet, indem wir festgehalten haben, dass wir die Umwelt schützen, keinen einzigen Baum fällen und die Natur respektieren würden. Wir saßen zusammen um ein Feuer herum, als um neun Uhr abends, wieder einmal nachts, die Polizei kam. Ich weiß nicht, wie viele es waren, sie trugen Masken und schrieten, umzingelt sie, umzingelt sie, lasst sie nicht entkommen. Es war kalt. Einer von ihnen fragte, wer die Anführerin sei. Es gibt keine Anführerin, antworteten sie ihm. Dann fing ein schreckliches Geschrei an, die Kinder kreischten und die Polizisten schrieten Beleidigungen und rannten hin und her. Eine von den Schwestern, Marta García, war schwanger und sie mussten sie ins Krankenhaus bringen, weil sie durch den Schrecken eine Frühgeburt erlitt. Sie bekam einen kleinen Jungen. Die Polizisten beschlagnahmten alles, was wir hatten: Zelte, Wolldecken, Küchengeräte und Werkzeuge. Bis heute haben wir nichts davon zurückbekommen. Ich bat die Schläger aufzuhören, alles zu zertrampeln und zu zerstören. Einer kam dann zu mir um mich auch mitzunehmen. Du bist von hier, beweg dich nicht vom Fleck, sagte Haydée Cuñandipa und hielt mich gut fest. Die Sache wurde noch schlimmer, weil sie anfangen, die Brüder mit Stöcken zu stoßen und zu bedrohen. Als die Brüder die Fäuste erhoben, um sich zu verteidigen, machten sie Fotos von ihnen, um sie als Beweis unseres Angriffs zu verwenden.

Sie nahmen 24 Personen aus der Gemeinde mit zum Polizeirevier von Orán. Sie stießen sie den Weg hinunter, mit den Händen über dem Kopf, und ließen sie rennend eine hohe und enge Brücke überqueren. Wir verloren sie aus den Augen. Später haben wir erfahren, dass sie sie zum Stolpern brachten, damit sie hinfielen. Wir hörten von oben die Schreie wegen den Schlägen und immer wieder einige Schüsse. Ich dachte, dass sie jemanden umgebracht hätten und ich verplapperte mich gegenüber den Polizisten. Ich sagte, dass sie uns nicht vertreiben würden, dass der Störenfried die Plantage sei. Sie lachten und ich fühlte mich noch schlechter. Später habe ich erfahren, dass der Schuss nur eine vorgetäuschte Erschießung war.

Schließlich fuhren sie uns mit einem Lieferwagen hinunter ins Dorf. Sie erstatteten Anzeige gegen uns und wenig später wurden wir vorgeladen, um auszusagen. Wir bestritten alles. Als wenig später eine Delegation von der Abgeordnetenversammlung kam, erstatte die Plantage erneut Anzeige gegen uns, in welcher sie ein Verbot aussprachen, dass uns jeden weiteren Zugang zu

La Loma untersagte. Dieses Verbot, in dem sie sagten, dass sie die Besitzer seien, wurde benutzt um eine Umzäunung zu bauen, die bis heute von den privaten Sicherheitskräften des Unternehmens bewacht wird.

Diese brutale Aktion hat uns für lange Zeit gelähmt, für Jahre. Wir hätten eine Gegenklage einreichen sollen, hätten sofort reagieren sollen, aber Masciotti sagte uns auch nicht, was wir tun sollten. Er war auch wie gelähmt. Heute, wenn ich die Sache mit Abstand betrachte, merke ich, dass diese ganze vorhergehende Information, die Briefe an die Behörden, dieses schrittweise Vorgehen, Irrtümer waren. Wir hätten mit viel mehr Entschlossenheit handeln müssen. Mit allem hingehen and La Loma in einem einzigen Akt besetzen. Wir hatten den Behörden zu sehr vertraut.

Heute kann ich sagen, dass ich viel gelernt habe. Ich bin eine ziemlich schüchterne Person und für lange Zeit wollte ich aufgeben. Die Kritik, die Schwierigkeiten, die Familie zu vernachlässigen, der Verrat von manchen, das alles ist entmutigend, aber man lernt viel und hier bin ich und versuche es wieder, diesmal mit einem anderen Anwalt. Wer weiß, wenn wir La Loma besetzt hätten, wäre es jetzt vielleicht abgeholzt. Jetzt sind die anderen dort und nicht wir, aber die Bäume gibt es immer noch.



Gregoria López

Das Land ist nicht nur dazu da, bearbeitet zu werden, sondern bewahrt auch unsere Legenden, Geschichten und Traditionen. Das Land ist unsere Kultur, die wir so an unsere Kinder und Enkelkinder weitergeben können. Wir wollen nicht, dass sie ihre Wurzeln, ihre Traditionen verlieren, so wie wir sie verloren haben. Als ich zur Schule ging, wies die Lehrerin meine Eltern an, nicht Guaraní mit mir zu reden, weil ich Spanisch sprechen müsse. Aus demselben Grund hörten viele andere "Brüder" auf, Guaraní mit ihren Kindern zu sprechen.

Gott sei Dank gibt es heutzutage Menschen, die unsere die Existenz wahrnehmen; Personen, die unsere Situation verstehen oder sie zumindest verstehen wollen. Das zunehmende Interesse an uns beweist zudem, dass wir im Recht sind, wenn wir von unseren Regierungen unser Recht auf Land einklagen.

Ihr seht hier die Zuckerrohrplantage, die uns umgibt, wie nah sie ist, wie sie uns überrollt hat: Das ist die traurige Geschichte, an der unsere Kinder heute teilhaben. Es ist die Geschichte

des Weißen, der das, was uns gehört, verschluckt, die Geschichte des Weißen, der Komplize der Regierung ist und uns beleidigt, so oft er kann.

Vor kurzer Zeit passierte es wieder. Als ich mitten einer öffentlichen Gerichtssitzung über unsere Lage berichtete, empörte sich einer der Anwesenden und meinte, es könne doch nicht sein, dass jetzt selbst die Ureinwohner politisiert seien. Und warum nicht, gab ich ihm zur Antwort, wir als ursprüngliche Bevölkerung hätten schließlich mehr Rechte als sie. Außerdem, fragte ich ihn, ist dies eine öffentliche oder private Diskussion? Eine öffentliche, antwortete er mir. In dem Falle kann ich nicht nachvollziehen, weshalb er sich so darüber aufregte, dass die Indios das Wort erhoben. Schließlich leben wir in einer Demokratie, oder nicht?

Gustavo López Asensio, der Sekretär für natürliche Ressourcen und Umwelt von Salta, saß jener Sitzung vor. Er meinte, dass wir ebenfalls die Natur zerstörten: Wir fällten Bäume, um an Honig zu gelangen und töteten auf der Jagd Tiere. Ja, entgegnete ich ihm, einen Baum, um Honig abzupfen, ein Tier, um eine Familie zu ernähren. Aber wir zerstören nicht 1700 Hektar durch Abholzung und vernichten Abertausende dort angesiedelte Tiere, wie es das Unternehmen "Los dos Ríos" vorhat. Und so arbeiten alle Unternehmen.

Der Fortschritt

Sie diskriminieren uns, soviel ist sicher, aber jetzt haben wir mehr Unterstützung. Ich bin dankbar für das Interesse der Leute, die unsere Lage verstehen wollen, dadurch fühlen wir uns weniger einsam. Es geht dabei nicht nur um uns Ureinwohner, auch die kleinen Bauern sind Opfer der großen Unternehmen. Die Regierung hat nur Augen für die Mächtigen. Aus dem einfachen Grund, weil die Unternehmen ihnen Profit für ihre politischen Kampagnen zukommen lassen. Dieser Gewinn, den heute einige wenige erhalten, ist morgen die Hungersnot von vielen. Ich stelle nicht den technischen Fortschritt nicht in Frage, aber was nützt uns das? Hier gibt es wenig Arbeit, da hilft kein technischer Fortschritt, da helfen auch nicht die Zahlen, die das allgemeine Wachstum feiern. Das ist ein Wachstum für Reiche. Das Unternehmen schnappt sich die Torte, dem Arbeiter bleiben nur Krümel. Für ein paar wenige Münzen muss er 12, 14 Stunden arbeiten.

Dieser Fortschritt nimmt uns alles weg. Es könnte geteilt werden: Das Unternehmen kann das, was es zu tun hat, auf 50% der Ländereien machen, und die anderen 50% können für uns zum Arbeiten verbleiben. Wir wollen arbeiten, wir müssen, um zu überleben, nicht um Gewinn anzuhäufen. Wir müssen arbeiten, um unsere Kultur zu erhalten. Die multinationalen Unternehmen könnten heute hier arbeiten. Das Problem ist nur, dass sie morgen keinen Platz mehr haben. Ich frage mich: Wohin werden sie gehen, wenn es keine Natur mehr gibt, die sie einnehmen können? Mehr Dollar werden ihnen nichts nutzen. Das passiert, wenn man nur materialistisch denkt, aber Reichtum bedeutet nicht Glück. Der Ureinwohner ist in seinem ursprünglichen Dorf glücklich, das ist Glück.

Krankheit und Umwelt

In der Nähe des Hügels gibt es zwei Flussbecken: Das des Río Pescado und das des Río Blanco. Es erscheint fast wie zum Hohn: Das Unternehmen, das 1700 Hektar in dem Gebiet gekauft haben soll, präsentiert ein Projekt, nach dem die beiden Becken umgeleitet werden sollen, um einen hundert Meter breiten Weg als Passage für Tiere zu schaffen. Ich frage mich, wie sie es schaffen werden, dass die Tiere dort entlang laufen, wo sie wollen? Werden sie sie dressieren? Die Sache ist, dass dieses Projekt nicht nur die beiden Flussbecken, sondern auch

die Rodung einer Waldzone betrifft. Daher wird folgendes passieren: Auf einer Seite der Senke pflanzen sie Soja, auf der anderen Mais, danach räuchern und düngen sie die Erde mit Chemikalien, die die Luft verpesten, die dann als saurer Regen auf die Erde fällt und das Wasser verseucht, das wir als Trinkwasser und zur Bewässerung unseres Anbaus nutzen.

Wer wird später an Krebs erkranken? Ich weiß das, weil ich im Krankenhaus von Orán arbeite und es satt habe, krebskranke Kinder von 10, 11 Jahren zu sehen. Der Krebs kündigt sich nicht an, die Ärzte stellen ihn erst fest, wenn es zu spät ist.

Vor einigen Tagen starb ein Achtzehnjähriger daran. Meine Tochter starb mit 24 an Nierenkrebs. Vor drei Monaten starb eine Zweiundzwanzigjährige: Sie hatte jahrelang in einem Landgut gearbeitet, nach ihrer Hochzeit hatte sie mehrere Fehlgeburten und starb nach wenigen Tagen nach der Geburt ihres ersten Kindes an Gebärmutterkrebs.

Die Armen erfahren wenig Beratung, sie haben kaum Zugang zum Krankenhaus, und wenn die Indios doch hineingelangen, werden sie irgendwohin verfrachtet, ganz egal wohin. Ein Kranker erhält nicht die Pflege wie die Leute "erster Klasse" mit Krawatte; so Gott will, lebt er, und wenn er sterben soll, stirbt er. Mir tut diese Situation sehr leid und ich bin es gewohnt, mit den Ärzten und Krankenschwestern zu diskutieren. Manchmal sagen sie einem "Bruder", der zum Krankenhaus kommt, dass es keine verfügbare Schicht gebe. Rufe ich dann aber beim Arzt an, um danach zu fragen, versichern sie mir, dass natürlich etwas frei sei ...

Heutzutage kommen auch häufig Fälle von Kindern mit Hasenschichten vor. Diese treten nicht in der Stadt auf, sondern bei Kindern, deren Mütter während der Schwangerschaft in den Landgütern arbeiteten und die Chemikalien der Ausräucherungen einatmen mussten. Wohin führen uns die neuen Technologien, wenn es immer mehr Kinder mit Hasenschichten gibt? Ich habe auch auf einem Landgut gearbeitet. Wir schliefen in einem Schuppen, in dem auch Düngemittel und Mittel zur Ausräucherung gelagert wurden. Wir haben also 24 Stunden dieses Zeug eingeatmet. Eines Tages habe ich einen meiner Cousins gefragt, der auch dort arbeitete: Kannst du hier drin ruhig schlafen? Es bleibt uns nichts anderes übrig, entgegnete er mir.

Die Justiz

Ich weiß nicht, was von diesen öffentlichen Gerichtssitzungen zu halten ist, aber man muss hingehen. Von der Anhörung zu der Umleitung der beiden Flussbecken erfuhr ich - wie immer - erst am Mittag des gleichen Tages. Ich bat um Erlaubnis im Krankenhaus und durfte gehen. Wir Ureinwohner sind nicht sehr mobil, die Fortbewegung fällt uns schwer, darum waren in dieser Sitzung sehr wenig "Brüder" anwesend. Die Tinkunaku, (benachbarte Colla Gemeinde) die auch erst im letzten Moment davon erfahren haben, waren dort. Schließlich stimmte das anwesende Publikum gegen die Rodung, aber die einzigen Redner waren Repräsentanten der Regierung, vor allem ein Umweltschützer der ganz im Sinne des Unternehmens sagte, dass die Abholzung niemandem schaden würde; ein schöner Umweltschützer. Sie sagen, dass sie die Bäume fällen, aber danach pflanzen würden? Bepflanzen? Ja, mit Zuckerrohr, als ob das Zuckerrohr hundertjährige Bäume ersetzen und das mit der Abholzung verbundene Sterben verhindern könne; der Schaden ist nicht nur relevant für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Die Unternehmer wollen die Realität nicht sehen, sie ignorieren sie oder täuschen vor, nicht sehen zu können, dass es Menschen gibt, die nur das Wasser zum Trinken haben, das sie verseuchen.

El Tabacal rückt näher und näher

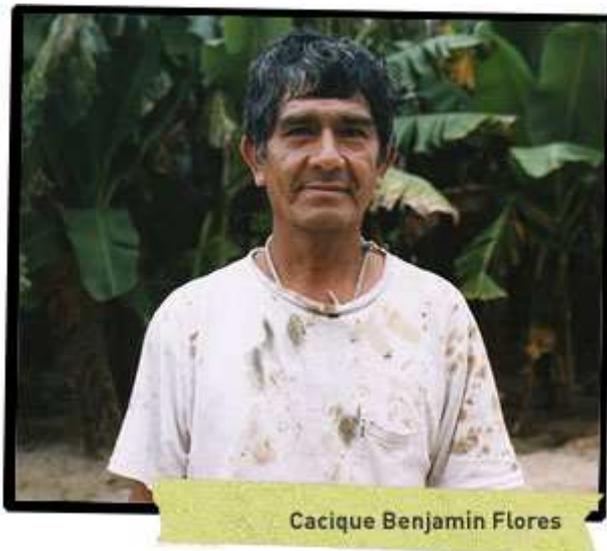
Es fällt uns schwer, uns zu organisieren. Das ganze Jahr 2003 über ist das Unternehmen in Richtung unserer Ländereien vorgerückt, auch wenn sie nicht bestellt waren, waren sie dennoch Teil der Gemeinde. Das Vordringen verschlimmerte sich im August diesen Jahres; erst vor Kurzem fanden wir die Kraft, zu sagen, dass es reicht, aber es ist schwierig, die Entscheidung zu fassen, den Streit gegen ein monsterähnliches Etwas auszufechten. Jetzt sind wir ihnen unterlegen, ihr seht ja, bis wohin die Pflanzungen reichen. Man muss die ganze Zeit wachsam sein, weil von jedweder Seite Bedrohung ausgeht, auch wenn es nicht direkt Körperverletzung sein muss. Sie haben hier die Ausräucherungsanlage direkt an unserer Wasserquelle. Einmal verspürte ein "Bruder" nach dem Baden ein furchtbares Brennen im Körper. Als es nicht verschwand, musste er bis nach Orán fahren, wo sie feststellten, dass es an den Chemikalien lag. Nach wenigen Tagen starben alle Vögel hier. Wenn sie wissen, dass wir diese Wasserquelle benutzen, wieso verlegen sie eine Rinne, die diese Substanzen exakt hier ausströmt? Wer kann mich überzeugen, dass dies nicht mit Absicht geschah? Es gab auch andere überraschende Angriffe, Brandstiftung an Hütten und unseren Äckern. Das können wir uns nicht gefallen lassen.

Vertreter des Volkes

Am 24. August 2006, als in der Abgeordnetenversammlung das Notstandsgesetz diskutiert werden sollte, das jedwede Vertreibung von Ureinwohnern für 5 Jahre verhindern sollte, rief mich die Abgeordnete Barbagelatta an, damit ich anwesend sein kann. Uns blieb so wenig Zeit, dass der Bischof von Orán mir den Flug bezahlte, damit ich an der Sitzung teilnehmen konnte. Die Abgeordnete Daher, hier aus Orán, war anwesend, um mit dem Ingenieur Jakúlica das Unternehmen El Tabacal zu verteidigen. Ihre Verteidigung war so flammend, dass selbst die Abgeordneten sie fragten, ob sie das Volk oder das Unternehmen repräsentiere, sie fragten sie, wenn sie gewählt werden wolle, wen sie um Stimmen bitten würde, das Unternehmen oder das Volk?

Während der Zeit der Auseinandersetzungen stellten sich die Leute aus Orán gegen uns. Sie kritisierten, dass wir nicht bedürftig sein und sie nur an Bedürftige Land geben würden. Ich verstehe, dass diese Leute alle um ihre Jobs fürchten, sie denken an ihre Familien, weil das gesamte Dorf vom Zuckerrohrunternehmen abhängig ist, und in Anbetracht jedweder Revolte wird das Unternehmen drohen, seine Tore zu schließen. Ich verstehe das. Heute sind viele überzeugt, dass wir Recht haben. Es gab noch eine weitere Veränderung: Die Ureinwohner werden in der Schule zum Thema. Und es wird gut damit umgegangen, weil das zentrale Thema nicht mehr ist, dass der Vater Traktor fahren lernen muss, sondern das Land. Das ist wichtig, weil die Kinder lernen, zwischen dem, was üblicherweise als Fortschritt verkauft wird, und der Bedeutung der Umweltzerstörung zu unterscheiden.

Wie ich die Zukunft sehe? Gut, jetzt haben wir weniger Anspannung, weniger Sorge, was uns geschehen kann. Natürlich machen wir uns Sorgen, die Überschwemmungen ... aber es freut uns, dass uns zugehört wird, dass man uns wahrnimmt. Die Jugendlichen helfen uns sehr, es kamen Jugendliche aus Spanien, Jurastudenten, die Forschungen über das Land betrieben. Das animiert mich, zu kämpfen. Es wird hier niemandem leicht gemacht werden, sich über 300 Menschenleben zu stellen.



Die Plantage El Tabacal bedrängt uns von allen Seiten. Es ist bald kein Wald mehr in La Loma übrig. In diesem Moment wird die Spitze abgeholzt, die das Gut einschließt, das sich zwischen dem Weg zum Schlachthaus bis zum Weg, der vom Stück Sarita befindet. Sie bauen einen Zaun um uns herum: Die gesamte Zone, die von hier bis nach la Cantera geht, ganz in der Nähe von Hipólito Yrigoyen, ist abgeholzt. Denn sie schreiten voran, komme was wolle, holen Bulldozer, graben eine Furche und pflanzen Zuckerrohr. Sie benutzen unsere Brüder: Sie geben denjenigen ein bisschen Geld, die schon weggegangen sind und sagen ihnen, dass sie das Land von denen kaufen, die übrig geblieben sind. Ziel des Spiels ist, alles zu kaufen, was sie können, wie es eben ist, dass nichts angefasst wird. Und dann kommen sie mit ihren Maschinen, brennen unsere Felder nieder, pflanzen Zuckerrohr und das war's. Sie fegen uns nach und nach weg.

Grade dort oben, im Gebiet von San Santiago, dort wo der Río Blanco in den Río Pescado fließt, wo alles der YPF gehörte, war alles voll mit verbrüdeten Familien. Die Firma Tuma, Querala, Tabacal erwarb nach und nach alle Grundstücke und was passierte? Jetzt sind sie dabei, dieses Gebiet auch abzuholzen. Sie werden Soja und Zuckerrohr anpflanzen, nur Soja und Zuckerrohr, weil diese Pflanzen keine Bewässerung brauchen. Über dem Río Blanco und dem Río Pescado befand sich das Landgut des verstorbenen Perana, eine große Kaffeeplantage. Was ist damit passiert? Er schickte seine Kinder weg zum Studieren und als sie zurückkamen, gefiel ihnen das Landleben nicht mehr, zu viele Fliegen sagten sie, und verkauften alles.

Die Leute der Zuckerrohrplantage sind sehr schlau. Wenn man die Straße mit dem Auto entlangfährt, sieht es von außen aus, als ob da der Hügel ist, aber wenn man näher kommt, merkt man, dass der Hügel nur fünfzig Meter hoch ist, dahinter ist schon Zuckerrohr. So machen sie das. Und natürlich, jetzt sind diese Grundstücke beeindruckend viel wert und die Regierung ist daran interessiert, ihnen einen Gefallen zu tun. Als der Soja 60 Pesos kostete, war er allen ziemlich egal, aber jetzt hat der Soja einen Preis, man verkauft ihn wie Gold, also bauen alle Soja an.

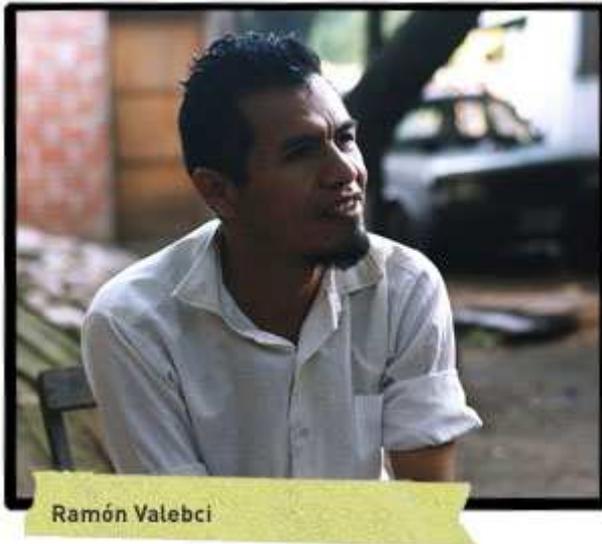
Der Río Blanco, so wie ihr ihn jetzt seht, war 12 Meter tief, weil niemand in seinen Verlauf eingriff, weil keiner Schotter aus ihm herausholte und auch keiner Kanäle grub, um das Wasser umzuleiten. Jetzt leitet die Plantage den Flussverlauf um, sie säumen seinen Rand mit den Bulldozern. Sie stauen das Wasser auf und öffnen die Schleusen nur dort und zu den Zeiten, in denen sie Wasser brauchen. Deswegen tritt der Fluss dort über seine Ufer, wo er es

nicht soll: Wenn sie die Schleusen öffnen, nimmt das Wasser, das aus den Schleusen kommt, an Kraft zu, je weiter es nach Norden fließt, die Wellen schlagen gegen die Ufer und lagert das ganze Schwemmmaterial ab, das schließlich nach Süden fließt. Dieses Flussbett ist jetzt mindestens einen Kilometer breit und das Wasser nagt und nagt an den Ufern.

Sie haben den Brüdern vom Hügel, die Toba-Holzfäller waren, die Wege weggenommen. Die Brüder haben vom Holz gelebt. In den Regenzeiten kamen sie auf Pferden, mit fünf oder sechs Tieren, um die Ware zu transportieren. Als ich Gelegenheitsjobs erledigte, hatte ich das Glück, mit den Toba-Brüdern zu arbeiten: Wenn wir nicht Holz vom Berg holte, waren es Steine aus dem Fluss, um den Schutzwall zu bauen. Als die Plantage uns das große Stück an der Quelle des Flusses wegnahm, pflanzten sie Bambus und schlossen den Holzfällerweg. Das ist das Quellgebiet des Flusses und wenn ein starker Wasseranstieg kommt, war's das auch mit Orán. Die Gegend von Anta Muerta, Naranjito und Limoncito, die bis Tres Falcas reicht, war ganz Holzfällergebiet. Jetzt ist alles Sojaland.

Ich bin hier geblieben, wo ich geboren bin. Als es darauf ankam, zu kämpfen, habe ich es getan, immer gegen Jakúlica (Pressesprecher des Zuckerkonzerns und Präsident der Industrie- und Handelskammer der Provinz Salta). "Schau her, Flores", sagte er zu mir und zeigte mir seine Handinnenfläche, "dieses Land gehört uns, ich habe es gekauft und du musst gehen". Ich antwortete ihm: "Schauen Sie, Jakúlica, wenn Sie mit mir reden wollen, zeigen Sie mir nicht ihre Handinnenflächen, sondern die Papiere, die Pläne, die Dokumente, lassen Sie uns in aller Ruhe hinsetzen, damit wir darüber reden können und jeder seine Dokumente herzeigen kann und dann werden wir ja sehen, wer die Papiere hat. Wie werden Sie kommen und mich wegschicken wollen?"

Im Jahr 2005 kam es dazu, dass ich den Planierdraht allein gegenüberzutreten musste. Jakúlica sagte dem Fahrer: "Überfahr ihn einfach, der spinnt doch". Ich bin zum Fahrer gegangen und habe ihm gesagt: "Schauen Sie her, ich weiß, dass Sie Familie haben und arbeiten müssen, um Ihren Kindern zu essen zu geben, aber Sie müssen uns auch respektieren, und hier kommen Sie nicht durch." Als die Planierdraht hier entlangkam, stellte ich mich ihr entgegen, dann fuhr sie hier entlang und ich stellte mich wieder vor sie, alleine. Dann kamen zwei Brüder und haben mir geholfen, bis wir schließlich die Planierdraht so weit von ihrem Weg abgebracht hatten, dass sie in der Zuckerrohrpflanzung stecken blieb. Jakúlica sagte weiterhin, dass das Land ihm gehöre. Wir leben schon immer hier. Vorher handelten wir auch mit Schüttgut, aber das können wir jetzt nicht mehr, weil sie den Fluss ausgetrocknet haben, ihm wann immer sie wollen das Wasser abdrehen – deswegen kommt das ganze Schwemmmaterial mit dem ersten Regen bis hierher. Als die Standard Oil hier war, holte man das Öl aus dem Río Pescado über einen Tunnel. Da frage ich mich doch, warum die Zuckerrohrplantage nicht auch das Wasser in Rohren transportieren kann, um den Flussverlauf nicht zu zerstören.



Mein Großvater konnte erzählen, wie es einen Streifen gab, der das durchkreuzte, was heute die benachbarte Zuckerrohrplantage von Ledesma ist und Bolivien von Argentinien teilte. Er sagte, dass er von Bolivien nach Argentinien gekommen sei, um dort nach Arbeit zu suchen. In Argentinien bekam man Arbeit. Deswegen sagen die Leute hier auch, dass wir Bolivianer seien. Ich weiß nicht, ob wir das sind, aber ich weiß, dass es eine große Guaraní-Gemeinschaft gab, die ganz Chiquitania bevölkerte, im Süden von Bolivien und sich über den Norden Argentiniens ausdehnte bis zu dem Gebiet, in dem wir heute sind. Als Volk sind wir weder Argentinier noch Bolivianer, wir sind Guaraní mit unserer eigenen Sprache, Kultur und Erziehung, wie jedes Volk. Mein Großvater erlebte den Bau der Zuckerrohrplantage. Die gesamte Region war mit Bergen bedeckt, es war ein Transitbereich, durch die man kam, wenn man von Bolivien nach Osten wollte. Die Leute gingen zu Fuß, man unternahm damals zu Fuß Reisen. Mein Großvater lebte bereits vor der Zuckerrohrplantage hier. Er erzählte mir, dass die Leute, die die Region nach Süden oder nach Ledesma durchquerten gewöhnlich auf Jaguare oder Bergschweine trafen. Es war gefährlich, weil man auf Bäume steigen musste, um den Tieren zu entkommen, aber die Bergschweine konnten die Bäume fällen, indem sie die Wurzeln mit ihren Schnauzen ausgruben und schafften es so, die Menschen zu fressen. Das heißt, es war immer schwierig, Arbeit zu finden ... Diejenigen, die kamen, brachten Geschenke, Essen, getrocknete Pfirsiche um sie als Freundschaftszeichen zu tauschen. Mein Großvater lernte die Zuckerrohrplantage im Jahr 1916 kennen, als sie noch nicht aus mehr Gebäuden als einem Zelt bestand. Sie riefen ihn, um Bäume zu fällen, das heißt, dass mein Großvater einer der ersten Angestellten der Plantage war, als sie noch nicht mehr als eine Ackerfurche war. Man sagt, dass Patrón Costas, die Grundstücke als Leihgabe von der Provinz erbat, um die Zuckerrohrplantage zu bauen.

Text: Gabriela Massuh

Fotos: Sol Arrese

Copyright: Goethe-Institut Buenos Aires 2007